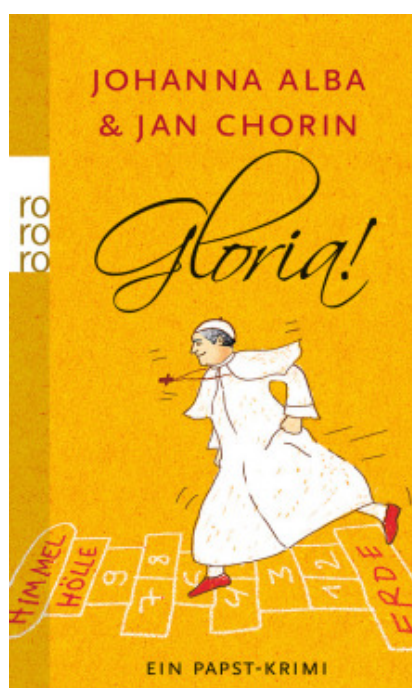


Leseprobe aus:

Jan Chorin, Johanna Alba

Gloria!



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

VATIKAN – OSTERN 1949

Er konnte sie nicht sehen, aber sie war bei ihm, wie sie immer bei ihm gewesen war. Er hörte ihre kurzen Schritte, die kleinen Steinchen, die unter ihren Füßen davonrollten. Die Petroleumlampe hatte er abgestellt und tastete mit beiden Händen in der Nische. Jetzt war sie neben ihm. Sie trug einen Korb mit Lappen und Tüchern, einen Pinsel, eine Schachtel. Er kniete nieder, um zu beten.

Wie lange Zeit würde ihnen bleiben?

Wie lange Zeit würde *ihm* noch bleiben?

Vorsichtig griff er in den Staub, spürte Splitter, Scherben, Erde. *Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.* Seine Hände schlossen sich um etwas Hartes, seine Daumen bohrten sich in eine Vertiefung – mit einem Ruck hob er den Totenkopf ins Licht.

«Madre», flüsterte er – dann versagte ihm die Stimme.
«Madre – kommen Sie schnell.»

Sein Entschluss stand fest. Die Menschheit war nicht reif für dieses Wunder. Nicht in diesen finsternen Zeiten. Er, Papst Pius XII., würde schweigen. Mochte einer,

der nach ihm kam, das Mysterium verkünden. Es war Madres Idee gewesen, das Geheimnis zu bewahren. Und sie hatte recht, seine Haushälterin, wie sie immer recht behalten hatte in den letzten dreißig Jahren. Während er noch benommen vor der Nische kniete, hatte sie ihm schon den Schädel aus der Hand genommen. Sie half ihm auf, schob seine Brille gerade, klopfte ihm den Schmutz von der Soutane. Er ließ es geschehen.

Schweren Schrittes stieg er den Weg hinauf, ins Dunkel zurück. Er blickte sich nicht um, sah nicht, wie sie da stand, Madre Pascalina, unerschütterlich in ihrer schwarzen Ordenstracht. Wie sie im Schein der Lampe den Schädel abbürstete, die feuchte Erde mit den Nägeln abkratzte, den Knochen mit einem Tuch polierte.

Wie sie lächelte, plötzlich.

Und mit einer einzigen raschen Bewegung dem Toten einen Zahn aus dem Kiefer brach.

Passion

Fastenzeit

I

VATIKAN – ZUR ZEIT DES PONTIFIKATS PETRUS II.

Der Teppich verschluckte ihre Schritte. Still, sehr still, war es hier oben. Durch die kleinen Dachfenster fiel staubiges Licht auf den dunklen, nachtschwarzen Läufer. Ab und zu war ein fernes Knarzen zu hören, ein Seufzen der schwachen Holzdielen unter ihnen. Ein kurzes Trappeln, wie von eiligen Füßen. Ein Kratzen und Scharren. Dann wieder nichts.

Sie standen vor einem verschlissenen, goldgelben Vorhang. Und Schwester Immaculata setzte eine Miene auf, als wollte sie gleich das Evangelium verkünden. «Hier sind wir also», sagte sie zufrieden und wies mit großer Geste auf die Reste des Brokatstoffes. «Hier beginnt der Flur der toten Päpste!»

Es war ein höchst ungleiches Pärchen, das dort am frühen Morgen Aufstellung genommen hatte, bewaffnet mit Schrubbern, Putzeimern und großen Staubwedeln. Immaculata, Haushälterin des Papstes, erste und letzte Instanz im Vatikan, hatte ihr strenges Nonnenhabit durch eine blütenreine Schürze und ein schwarzes Kopftuch

ergänzt. Einziger Schmuck war ein silbernes, schlichtes Medaillon, das ihr an einer Kette um den Hals hing, und in dem – wie Papst Petrus mutmaßte – sicher die Schlüssel zum Himmelreich aufbewahrt wurden.

Padre Francesco, ohne Medaillon, sah neben ihr so aus, als wäre er gerade aus dem Bett gefallen. Die braunen Locken standen ihm wirr um den Kopf, auf seinen Wangen spross ein Dreitagebart. Der junge Franziskanerpater, Privatsekretär des Papstes, hatte die Gefahr unterschätzt. Während sich Papst Petrus in auffälliger Eile direkt nach der Morgenandacht hinter einem dicken Berg Aktenordner vergraben hatte, war Francesco zufällig noch einmal an der Küche vorbeigegangen. Dort hatte ihn Immaculata abgepasst. Heute begann der Frühjahrsputz – Francesco erinnerte sich mit einem gewissen Schauer an das vergangene Jahr –, und nun gab es kein Entrinnen mehr.

Für niemanden.

«Ich ... hatte den Flur der toten Päpste immer für einen Mythos gehalten», sagte Francesco. «Für eine Art Hausmärchen des Vatikans. Die Geschichte von dem Zwischengeschoß, direkt über den päpstlichen Gemächern ... die vollgestopften Kammern mit den Möbeln der verstorbenen Päpste ... die Galerie der abgelehnten Papstporträts ...»

«Selbstverständlich gibt es den Flur der toten Päpste», sagte Immaculata. «Und es ist außerordentlich schmutzig dort. Leider bin ich körperlich nicht mehr in der Lage, selbst überall nach dem Rechten zu sehen. Und gewöhnliches Hauspersonal kann man natürlich nicht mit dieser Aufgabe betrauen. Darum habe ich dem Heiligen Vater

vorgeschlagen, dass sein Privatsekretär diese Aufgabe übernimmt. Ihr Auftrag, Padre, lautet: Spinnweben entfernen, abstauben, Schmutz eliminieren. Und zwar so zügig, dass Sie bis zur Morgenbesprechung wieder beim Heiligen Vater sein können.»

«Aber ... ist es den toten Päpsten nicht egal, ob bei ihnen sauber gemacht wird?»

«Der Vatikan ist ein Hort der Verwesung und des Verfalls. In religiöser Hinsicht – und auch physisch», verkündete Immaculata mit dramatischer Stimme. Sie händigte ihm einen Staubwedel aus und schüttete seinen Putzeimer mit einem kräftigen Schwall Weihwasser auf, den sie noch vor Morgengrauen aus dem Petersdom geholt hatte. «Innere und äußere Reinigung tut not, gerade in der heutigen Zeit.»

Seit die Fastenzeit angebrochen war, wirkte Immaculata geradezu beschwingt. Nun endlich hatte sie die Möglichkeit, Papst Petrus auf Diät zu setzen, ohne dass er sich wehren konnte. Sie entstammte dem strengen Orden der Bußfertigen Begonninen, in dem Freudlosigkeit, wie der Papst immer vermutete, Voraussetzung zur Aufnahme war. Die Wochen vor Ostern waren für sie der Höhepunkt des Jahres:

Fasten, Putzen, Herrschen!

«Und hier oben lagert wirklich alles, was die Päpste nach ihrem Tod hinterlassen haben? Alle privaten Gegenstände?», fragte Francesco.

«Zumindest die der Päpste der letzten zweihundert Jahre.»

«Ich dachte immer, diese Dinge liegen im Vatikanischen Archiv.»

«Wenn die Päpste ein gottgefälliges Leben geführt hätten, könnten sie ihren Nachlass guten Gewissens in das Archiv bringen lassen. Zum Nutzen der Historiker und Theologen, die dort forschen. Aber der eine oder andere Pontifex hatte durchaus Anlass, die Nachwelt im Dunkeln zu lassen. Zumindest, was sein Privatleben betrifft.»

«Ich verstehe.» Francesco gab sich einen Ruck und zog mit seiner rechten Hand den goldenen Vorhangstoff beiseite, während er in der linken den Putzeimer und den langen Staubwedel aus Straußenfedern balancierte. Hinter dem Vorhang kam eine dunkel gebeizte Tür zum Vorschein, an der sich weder Knauf noch Schloss befand.

«Sie müssen sich bücken», sagte Immaculata. «Ganz unten in einer Ritze ist eine Feder. Damit lässt sich die Tür entriegeln.»

Vorsichtig strich Francesco am Holz entlang, bis er unter seinen Fingern einen Spalt fühlen konnte. Die Tür öffnete sich und gab den Blick auf einen langen Gang frei. Das Zwischengeschoss war viel niedriger als die päpstliche Wohnung; durch schmale Fenster auf der rechten Seite drang nur wenig Licht in den Gang. Links reihte sich eine Tür an die nächste.

Immaculata deutete auf die Wandschränke zwischen den Türen. «Hier befinden sich die Kleider der Verstorbenen. Ich werde die Mottenkugeln austauschen und bei Johannes XXIII. nachsehen, ob nicht das eine oder andere Gewand für Petrus in Frage kommt. Figürlich hat er sich Johannes ja leider angenähert. Sie kümmern sich einstweilen um die Abstellkammern. Die Putzsachen habe ich Ihnen gegeben. Hier ist noch eine Taschenlampe. Es gibt kein Licht in den Räumen.»

Francesco nickte beklommen und ging auf die erste Tür zu. Zu seinem Erstaunen ließ sie sich ohne Schwierigkeiten öffnen, schwang jedoch, kaum hatte er den Raum betreten, knarrend zurück und fiel ins Schloss. Für einen Augenblick war es völlig dunkel um ihn. Er knipste die Taschenlampe an und sah sich Auge in Auge mit einem riesigen Engelskopf, der den Mund zu einem verzückten Lächeln geöffnet hatte. Daneben entdeckte er noch einen Engel. Und noch einen. Die himmlischen Heerscharen gehörten zu einem prachtvollen barocken Schrank und trugen auf ihren Flügeln mächtige Regalbretter. Und darauf lagen ganze Jahrhunderte päpstlicher Kopfbedeckungen: weiße Kegel, kleine Käppchen, goldene Reifen. Und eine zerknautschte rote Mütze mit plüschiger Krempe: «Johannes XXIII.» stand auf einem handbeschriebenen Schild, das an der Mütze baumelte. Francesco beleuchtete sie neugierig: Der weiße Fellrand kräuselte sich, bewegte sich ruckartig hin und her und hopste auf ihn zu. Francesco konnte einen Schreckenschrei nicht unterdrücken.

«Es wimmelt dort drin vor Mäusen», hörte er Immaculata durch die geschlossene Tür rufen. «Aber ich habe Fallen aufgestellt ...»

Francesco ließ den Lichtkegel durch den Raum gleiten. Neben dem Regal standen mehrere große Truhen. «Papst-Nachthemden ab dem Ersten Vatikanischen Konzil», stand auf der einen. «Elektrische Eisenbahn, Paul VI.» auf der daneben. Dem Engelsregal gegenüber befand sich ein weiterer hölzerner Barockschränk, der, wie Francesco mit einem kurzen Blick hinein feststellte, Bettwäsche und goldbestickte Pantoffeln enthielt. Alles sorgfältig verpackt, nummeriert, aufgeräumt.

Hier gab es nichts mehr zu tun.

Francesco fuhr mit seinem Straußenfederwedel pflichtschuldig über Regalbretter, Papstmützen und Truhen. Erleichtert nahm er seinen Eimer und trat den Rückweg an.

Dann hörte er ein Scharren.

Erschrocken fuhr er herum. Die Taschenlampe fiel zu Boden und erlosch, sein Fuß erwischte den Putzeimer, dessen Inhalt sich ins finstere Nichts ergoss.

Francesco bückte sich und fischte die Lampe aus der Pfütze. Sie war kaputt. Vorsichtig richtete er sich auf. Die Tür musste gleich hinter ihm sein. Er drehte sich um, streckte die Arme aus und tappte einige Schritte in die Dunkelheit. Seine Finger berührten Holz, dann einen metallenen Türknauf.

«Gepriesen sei der Herr», murmelte Francesco. Er griff nach dem Knauf und zog. Kräftig. Vor ihm krachte es, hinter ihm rumste es, und mit einem kräftigen Schlag in den Nacken erledigte ihn jemand von hinten. Francesco taumelte, ließ die Taschenlampe zum zweiten Mal fallen und hielt schützend die Hände über den Kopf. Über ihm fiel etwas mit lautem Gepolter zusammen.

Dann wurde es plötzlich hell.

Im Türrahmen zeichnete sich Immaculata ab, schwarz, wie ein Schattenriss.

«Was ist das für ein Lärm hier?», fragte sie ungnädig. «Und warum liegen Sie unter den Skiern von Johannes Paul II. auf dem Fußboden? In einer Wasserpfütze?»

Francesco blickte auf und sah, dass er nicht die Tür zum Flur, sondern zu einem wuchtigen, dunklen Wandschrank geöffnet hatte. Die Skier waren dort wohl

angelehnt gewesen und umgefallen. Er rappelte sich auf, stellte die Bretter wieder in Reih und Glied. Und riskierte dabei einen Blick in das Schrankinnere. «Immaculata! Sehen Sie mal!»

Energisch trat die Haushälterin heran und zog die Tür ganz auf. Durch Francescos Rütteln waren die Regalbretter heruntergefallen, mehrere schwere Bücher im Ledereinband lagen durcheinander. Und ganz unten, im Schrankboden klaffte ein Loch. Immaculata leuchtete mit ihrer Taschenlampe hinein, direkt auf einen hölzernen Kasten. Francesco kniete nieder und hob ihn heraus. Er musste leer sein, so leicht, wie er in seinen Händen wog. Auf allen vier Seiten war eine verwitterte Figur mit einem großen, runden Kopf eingeschnitzt. Den Deckel zierte, kaum erkennbar, ein verschnörkelter Schlüssel.

Francesco klappte die Schatulle auf.

Und gleich wieder zu.

Neben ihm schrie Immaculata so laut, dass man es im ganzen Apostolischen Palast hören konnte.

II

Giulia war ärgerlich.

Der erste warme Frühlingstag – und sie war so erkältet, dass sie nicht einmal über den Rand ihrer Sonnenbrille schauen konnte. Mit einem wollweißen XXL-Schal hatte sie versucht, das Beste aus ihrem Zustand zu machen. Trotzdem fror sie, während sie in ihrem roséfarbenen Flatterkleid über den Petersplatz stöckelte. Scharf

zeichnete sich die Kuppel des Doms vor dem knallblauen Himmel ab. Die Bettler legten ihre Decken unter den Kolonnaden zusammen; die ersten Geschäftsleute saßen auf den sonnigen Säulensockeln und blätterten in ihren Zeitungen.

Giulia vergrub sich etwas tiefer in ihren Schal und bog in die Via Ottaviano ein. Dort schoben gerade die Souvenirhändler die Postkartenstände und Rosenkranzhalter nach draußen. Und die Schweizergardisten an der Porta Sant'Anna nahmen erfreut Haltung an, als Giulia mit Schwung zwischen ihnen hindurchwehte.

Ihren Ausweis brauchte sie schon lange nicht mehr vorzuzeigen. Jeder kannte sie hier: Contessa Giulia Santini, Leiterin des Pressesaals des Heiligen Stuhls. Und unbestritten eine der attraktivsten Frauen der ganzen Stadt.

Gerade heute hatte die liberale Zeitung *La Repubblica* der päpstlichen Pressesprecherin eine Doppelseite gewidmet – unter der Überschrift: «Bezaubernde Giulia – Glaube in seiner schönsten Form.» Darin war nur flüchtig von ihrem Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Kirchengeschichte die Rede, von ihren Promotionsstipendien in Harvard und Oxford. Von ihren Fremdsprachenkenntnissen in Arabisch und Japanisch und ihrer Herkunft aus altem römischem Adel. Dagegen sehr ausführlich von der Kürze ihrer Röcke («Madonna Santa!»), der Länge ihrer Locken («bellissimi!») und den «tiefen Einblicken», die sie bei Pressekonferenzen gewährte. Kurz: Der ganze Artikel war ein einziges Ärgernis für Giulia gewesen. Und endete mit dem Aufruf: «Ragazzi Romani, worauf wartet ihr? Diese Traumfrau Gottes ist noch Single!»